KIRCHE IM NDR

Die Morgenandacht

Montag bis Samstag, 5.55 Uhr (NDR Info) und 7.50 Uhr (NDR Kultur)

30. Mai bis 3. Juni 2023: "Innere und äußere Grenzen"

Von Nora Steen aus Breklum

Nora Steen führt an Grenzen, sichtbare und unsichtbare. Dabei erkundet sie das deutsch-dänische Grenzland, unsichtbare Grenzen innerhalb von Kirchen, kulturelle Grenzen und Grenzen, die nur in unserem Inneren existieren. Nora Stehen ist Theologische Leiterin des Christian Jensen Kollegs in Breklum.

Nora Steen

Redaktion
Radiopastor Marco Voigt

Evangelische Kirche im NDR
Redaktion Kiel
Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Tel. (0431) 55 77 96 10
www.ndr.de/kirche

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung der Ev. Kirche im NDR zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Dienstag, 30. Mai 2023
Über Grenzen möchte ich in dieser Woche nachdenken. Über innere und äußere Grenzen. Heute nehme ich Sie dorthin mit, wo ich lebe. In das Grenzland zwischen Deutschland und Dänemark. Jenseits der großen Grenzübergänge bei Flensburg und Niebüll gibt es auch die kleinen. Verschlungene Landstraßen, die durchs Nirgendwo führen und irgendwann dann die Grenzstraße kreuzen. Nur ein kleines Schild weist darauf hin, dass ab jetzt ein anderes Land beginnt. Diese Gegend ist besonders. Erst vor 103 Jahren wurde die jetzt gültige Grenze per Volksabstimmung festgelegt. Und trotz der Wunden, die bis heute durch die Verschiebung der Grenzen existieren, ist hier im dänisch-deutschen Grenzland etwas gelungen, was international ziemlich einzigartig ist. Auf beiden Seiten der Grenzen gibt es Minderheiten, die durch die Verfassungen beider Länder geschützt sind. Die dänische Minderheit im Landesteil Schleswig, mit eigenen Schulen, eigenen Kirchen, einer eigenen Partei - rund 50.000 Menschen. Die deutsche Minderheit in Süddänemark, rund 15.000 Menschen, die sich selbst Nordschleswiger nennen. Die Zugehörigkeit zur Minderheit ist beiden wichtig. Zum Teil pflegen sie auch noch eigene Sprachen. Sünnerjüsk zum Beispiel. Die eigene Identität ist den Minderheiten wichtig. Trotzdem gelingt das Zusammenleben zwischen ihnen und der Mehrheitsgesellschaft auf beiden Seiten gut. International gilt die Region deshalb als Vorbild für eine gelingende Minderheiten- und Friedenspolitik. Auch die Kirchen leisten dazu einen Beitrag. Abseits der großen Politik leisten sie mitten im Alltag Friedensarbeit. In den nordschleswigschen Gemeinden, die zur evangelisch-lutherischen Landeskirche in Norddeutschland gehören, werden die Gottesdienste in deutscher Sprache gefeiert. Trotzdem ist klar, dass sie ihr Leben als Teil der dänischen Gesellschaft gestalten. Von den Minderheiten kann man lernen: Je mehr ich selbst fest in meiner Kultur und Tradition verwurzelt bin, desto offener kann ich denen begegnen, die anders sind als ich. Leider wurde der dänisch-deutsche Antrag abgelehnt, das Grenzland zum immateriellen Weltkulturerbe der UNESCO zu ernennen. Dennoch steht für alle Beteiligten diesseits und jenseits der Grenze fest: Wir sind ein Vorbild dafür, wie ein friedliches Miteinander von Minderheiten und Mehrheiten gelingen kann. Ohne, dass das mit Waffengewalt durchgesetzt werden muss. Vielfalt schwächt nicht, sondern macht im Gegenteil stark. Davon ist unser Leben hier in der Grenzregion geprägt.

Mittwoch, 31. Mai 2023
Über innere und äußere Grenzen möchte ich mit Ihnen in dieser Woche nachdenken. Darüber, was Grenzen schützen und das, was sie verhindern. Heute nehme ich Sie mit an meinen Arbeitsort. In die evangelische Kirche. Viele, die zwar an Gott glauben, aber dafür keinen richtigen Ort finden, sagen mir: Um eure Kirchen sind unsichtbare Wände gezogen. Viele schämen sich, weil sie sonntags nicht in den Gottesdienst gehen und meinen, sie hätten damit jeden Anspruch auf Teilhabe an Gottes Gemeinschaft verspielt. Sie fragen sich, ob ihr Leben gut genug ist für Gott. Und sie fühlen sich unwohl, weil sie die Liturgien und Gesänge nicht mehr kennen. Wir, die in der Kirche drin sind, wundern uns dagegen häufig, dass sich viele Menschen nicht mehr durch die Kirchentüren trauen. Dabei wollen wir doch offen sein für alle. Jede und jeder ist willkommen. Und das ist keine Floskel. Es ist, als würden wir verschiedene Sprachen sprechen. Und aneinander vorbei von derselben Sehnsucht. Denn es gibt sie. Die unsichtbaren Wände. Auch wenn wir, die wir drin sind, das nicht so gern hören. Einmal habe ich das selbst erlebt. Vor knapp 20 Jahren war ich in einem Gottesdienst. Ich setzte mich in eine der vorderen Bankreihen. Es war ein paar Minuten vor Gottesdienstbeginn. Ich hörte ein paar Frauen hinter mir tuscheln. Eine sagte dann laut und energisch: Da sitzt eine falsch. Ich fühlte mich beschämt. Obwohl die Dame natürlich nicht mich persönlich gemeint hat. Aber es hat mich trotzdem tief getroffen. Seitdem weiß ich wie sich das anfühlt, Regeln zu durchbrechen, die ich von außen nicht erkennen kann.

Wir, die wir Teil der Kirche sind, sagen dann oft: "Sollte sie halt öfter kommen, dann wüsste sie Bescheid. Wir können es nicht allen recht machen." Ich glaube, darum geht es auch nicht. Es geht nicht darum, Traditionen aufzugeben oder Liturgien abzuschaffen. Aber wir müssen unser Bewusstsein dafür schärfen, dass Menschen nicht beschämt werden dürfen, wenn sie sich in unsere Gebäude und Gottesdienste trauen. Jesus hat gesagt: Der Mensch ist nicht für den Sabbat da, sondern der Sabbat für den Menschen. Das bedeutet: Wenn Regeln und Traditionen nicht menschenfreundlich sind, dann müssen sie überdacht werden. Ich wünsche mir, dass wir die häufig unsichtbaren Wände aus Regeln und Konventionen einreißen. Damit Kirche ein menschenfreundlicher Ort ist. Und es in Zukunft nie mehr möglich sein wird, in einer Kirche falsch zu sitzen.

Donnerstag, 1. Juni 2023

Über Grenzen möchte ich in dieser Woche nach Pfingsten mit Ihnen nachdenken. Über innere und äußere Grenzen. Heute nehme ich Sie mit zu einer Begegnung, in der ich viel über die Grenzen meines eigenen Denkens lernen durfte. Ich nehme Sie mit nach Bossey, einem kleinen Dorf in der Schweiz, in der Nähe von Genf. Hier studieren Pastorinnen und Pastoren aus der ganzen Welt. Sie leben für mehrere Monate zusammen, gestalten ihren Alltag. Sie lernen dort viel voneinander, aber noch mehr über sich selbst. Ich habe dort auch viel gelernt. Unter anderem über das Gleichnis vom verlorenen Schaf - in dem der Hirte am Abend merkt, dass eins fehlt. Und er wieder losgeht und so lange sucht, bis er es gefunden hat. In meinem westlich geprägten Denken klang die Geschichte wie eine ferne Sage mit archaischen Bildern, die nichts mit meiner Lebenswirklichkeit zu tun hatte, obwohl ich natürlich schon oft darüber gepredigt hatte. Rafat dagegen, mein ägyptischer Pastorenkollege aus Kairo, wurde richtig aufgeregt, als wir im Seminar über dieses Gleichnis sprachen. Rafat war nicht auf seinem Stuhl zu halten. Er erzählte uns von seinem Vater, der Hirte war. Der niemals auch nur ein Tier seiner Herde aufgegeben hätte. Der wie der Hirte im Gleichnis auch wieder loszog, abends, obwohl es dort, im ägyptischen Hinterland, stockdunkel ist nachts und gefährlich. Und wir anderen, aus Seoul, aus Atlanta, Melbourne oder Kapstadt, waren wie elektrisiert. Wir verstanden die Geschichte auf einmal ganz neu. Mehr noch, wir fühlten ihre Wahrheit. Wir fühlten mit Rafats Vater, der ebenfalls sein Leben für ein einzelnes Schaf riskiert, weil man eben nichts verloren gibt. Die Geschichte war auf einmal in unserem Leben angekommen. Die wichtigsten Lektionen darüber, wie gelebte Vielfalt gelingen kann, habe ich dort in der Schweiz gelernt. Darüber vor allem, wie die Kultur, in der wir aufwachsen, die Werte, die uns wichtig sind, prägen. Diese Vielfalt kann im Alltag zu Konflikten führen. Gut bearbeitet, führen genau diese Konflikte aber dazu, dass ich mich tiefer im Eigenen verwurzele. Umso freier und vor allem ohne Angst kann ich dann denen begegnen, die anders denken als ich. Solche Begegnungsräume brauchen wir in unserer Gesellschaft mehr. In denen wir einander unsere Versionen der Geschichte erzählen. Konflikte austragen. Und daran miteinander wachsen.

Freitag, 2. Juni 2023

Ein Kollege von mir geht gern auf den Fischmarkt und ist St. Pauli-Fan. Seit Jahrzehnten arbeitet er als Gemeindepastor. Er tauft, konfirmiert, traut Menschen und begleitet sie auf ihrem letzten Weg. Klingt ziemlich normal. Und doch kann für ihn jede Fahrt mit der U-Bahn zum Spießrutenlauf werden. Der Grund: Seine Haut ist nicht weiß. Er gehört damit zu einer großen Gruppe von Menschen, die in unserer weißen Mehrheitsgesellschaft häufig stigmatisiert werden. Allein die Frage "Und woher kommst du wirklich?" kann verletzend sein. Sie hat den Beigeschmack von: "Du gehörst nicht wirklich hierher". Aber er kommt ja aus Hamburg und nirgendwo anders her. Trotzdem trifft er immer wieder auf Menschen, die es gut meinen, aber nicht verstehen, wieso ihn diese Frage verletzt.

Oft, so sagt er, spürt er eine unüberwindbare Grenze zu denen, die irgendwie "richtiger" deutsch zu sein scheinen als er selbst. Er trägt sein Lebensthema auf der Haut, sagt er. Seine Verletzlichkeit. Auch in der evangelischen Kirche haben wir noch viel zu tun, wenn es darum geht, uns für alle zu öffnen, die zu unserer Gesellschaft gehören. Oft sind es auch heute vor allem Menschen wie ich selbst, die weiß sind und meist bildungsbürgerlich sozialisiert, die unsere Gottesdienste besuchen. Aber was ist mit denen, die rausfallen aus diesem Raster? Damit meine ich nicht nur die People of Color, sondern auch die vielen anderen. Die, die anders lieben oder die, die sich für andere Lebensentwürfe entschieden haben als "Vater, Mutter, Kind". Die, die mit Einschränkungen leben müssen - an Leib oder Seele. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Die Wuppertaler Theologin Sarah Vecera träumt in ihrem Buch "Wie ist Jesus weiß geworden?" von einer Kirche ohne Rassismus. Sie hinterfragt scheinbar Selbstverständliches. Zum Beispiel, wieso Jesus meist als weißer Mann dargestellt wird. Obwohl wir mit Sicherheit sagen können, dass Jesus alles, aber auf keinen Fall weiß gewesen ist. Er war eine "Person of Color". Ende März war Sarah Vecera auf Lesereise. Am Ende einer Lesung in einer Kirche wurde sie von einem Mann bedroht. Dies ist kein Einzelfall. Anfeindungen gegen People of Color sind in unserem Land, das sich so weltoffen und vielfältig zeigt, leider keine Seltenheit. Umso wichtiger, dass wir in unserer Gesellschaft Orte schaffen, an denen alle Menschen geschützt sind. An denen sie die sein können, die sie sind. Wir als Kirche sollten als erste damit anfangen.

Samstag, 3. Juni 2023

Über innere und äußere Grenzen denke ich in dieser Woche nach. Heute schaue ich auf unsere Gesellschaft, die vielfach so entgrenzt scheint. Schier unendliche Möglichkeiten für junge Menschen, ihr Leben zu gestalten oder auch eben genau das nicht zu tun, weil die Entscheidung, sich auf einen Weg zu begrenzen, einfach zu schwerfällt. Der Soziologe Andreas Reckwitz liefert in seinem Buch "Gesellschaft der Singularitäten" eine kluge Analyse unserer Gegenwart. Nicht das Allgemeine trägt mehr, sondern das Individuelle. Das Besondere. Nicht das Leben in festen Bahnen, so, wie es möglicherweise die Eltern und Großeltern noch vorgelebt haben. Reckwitz meint, dass es dabei um mehr als um Selbstständigkeit und Selbstoptimierung gehe. "Zentral ist", so schreibt er, "das kompliziertere Streben nach Einzigartigkeit und Außergewöhnlichkeit, die zu erreichen freilich nicht nur subjektiver Wunsch, sondern paradoxe gesellschaftliche Erwartung geworden ist."[1] Ich denke, er hat Recht. Der gesellschaftliche Druck, dass mein Leben irgendwie besonders sein muss, ist gestiegen. Nicht der 0815-Urlaub, nicht das 0815-Hobby zählt, sondern das Außergewöhnliche. Zugleich spüre ich die Überforderung, die mit dieser Erwartung einhergeht. Was, wenn ich keine Möglichkeiten habe, mein Leben in dieser Weise zu inszenieren? Was, wenn was dazwischenkommt? Wenn mein individuelles Lebensdesign Risse und Narben hat? Schicksalsschläge, Krankheiten, Beziehungskrisen? Wenn ich die Erfahrung machen muss, es eben nicht in der Hand zu haben, wie mein Leben verläuft? Wenn ich mein persönliches Glück daran binde, ob mein Lebensentwurf gesellschaftlich anerkannt ist, dann mache ich mich abhängig. Aus diesem Grund, so Reckwitz, sind psychische Erkrankungen, allen voran die Depression, symptomatisch für unsere Gesellschaft, in der die Erwartung an die Einzelnen, besonders einzigartig und selbstoptimiert zu leben, so groß geworden ist. Diese Erwartung trifft uns dort, wo wir bedürftig sind. Denn von Geburt an suchen wir nach Resonanz. Danach, anerkannt zu sein. Der große Unterschied, den der christliche Glaube macht, ist: Wir müssen dafür unser Leben nicht inszenieren, keine besonderen Akzente setzen. Gott sieht uns an. Jede und jeden von uns. Als einzigartigen Menschen. So, wie wir sind. Mit allen Ecken und Kanten, mit allem Außergewöhnlichen, aber auch und vor allem mit allem Gewöhnlichen.

[1] Reckwitz, Gesellschaft der Singularitäten, 9.